

Natürlich!

Wie man unverkrampft vom Glauben reden kann

Natürliche Schönheit kommt von innen, mein Joghurt wird nur mit natürlichen Inhaltsstoffen angerührt und meinen Traumurlaub verbringe ich in natürlicher und unverfälschter Umgebung. Und jetzt darf auch mein Glaube ganz natürlich sein? Ist das nicht nur wieder so ein Werbespruch? Natürlich nicht. - Hoffentlich nicht.

Zugegeben: das ökologische, echte, unverkrampfte Wort wird heutzutage von Hinz und Kunz übermäßig genutzt. Es ertönt in den hohen Hallen von Kunst und Kommerz und prangt auf multinationalen Unternehmen genauso wie auf Onkel Karls Gemüseladen. Aber die inflationäre Verwendung des Wortes zeigt doch nur, wie sehr sich alle Welt nach einem authentischen, echten und gesunden Leben sehnt.

Wir Christen sind überzeugt, dass solches Leben nur durch Jesus Christus Realität werden kann - ein Leben, das die Kraft hat, mich sowohl von den Füßen zu fegen als auch wieder auf die Füße zu stellen.

Der Pharisäer in mir

Viel zu oft sieht unsere Realität jedoch anders aus. Nicht taufrisch und authentisch, sondern altbacken in Aspi. Kein Wunder, dass der durchschnittliche kirchendistanzierte Deutsche beim Thema Christentum an uralte Liturgien und Gebäude, verstaubte Gesangbücher und verknöcherte Menschen mit verknöcherten

Anschauungen denkt. Das mag ein wenig übertrieben klingen. Doch die Gefahr ausgefahrener Gleise ist auch in unserem Leben real.

Nicht von ungefähr kamen mir deshalb die Pharisäer in den Sinn. Im Neuen Testament stellen sie so etwas wie den Gegenentwurf zu einem authentischen Leben dar.

Eigentlich hatten sie die besten Absichten: Sie wollten das gottgegebene Gesetz akribisch genau befolgen. Um ja keinen Fehler zu begehen, pressten sie das gesamte Leben in zahllose Gebote und Verbote. Mit der Zeit wurde die äußerliche Form so wichtig, dass der Inhalt seine Bedeutung verlor. Lehre und Leben gingen getrennte Wege. Hinter ihrer frommen Fassade herrscht gähnende Leere. Im Bestreben, sich vom Rest der Welt abzuheben, stellten sie sich ins Abseits. Genau deshalb stützte sie unser Herr Jesus Christus häufig gehörig zurecht (zum Beispiel in Matthäus 23).

Und auch wenn uns die Pharisäer eine Warnung sein können - der Satz „Danke, dass ich nicht so bin, wie dieser Pharisäer“ ist nicht besser als „Danke, dass ich nicht so bin, wie dieser Zöllner.“ Weshalb wir die Negativismen links liegen lassen und uns der Frage zuwenden, wie „das normal natürliche Christenleben“ denn nun aussehen könnte.

Schamlos natürlich

Zunächst einmal ist es geprägt von einer - nennen wir es der Einfachheit halber - gläubigen Schamlosigkeit. In einer Welt, die beispielsweise Evolution als einzige Möglichkeit gelten lässt und schöpfungsgläubige Menschen als gehirnamputierte Hinterwäldler betrachtet, braucht es Christen, die - frei nach Römer 1,16 - sagen: „Ich

schäme mich des Evangeliums nicht.“

Glaube ich wirklich, was ich glaube? Ist Gottes gute Nachricht auch seine Kraft in meinem Leben - oder bin ich nur evangelikal sozialisiert? Wenn sich hier ein Unterschied zwischen Sein und Schein auftut, dann habe ich allerdings ein Problem. Dann ist es kein Wunder, wenn ich in christlichen Kreisen christlich rede - und in anderen Kreisen entweder den Mund halte oder überhaupt nicht dort anzutreffen bin.

Übrigens: Wenn ich mich meines Herrn nicht schäme, dann ist mir auch sein Bodenpersonal nicht mehr peinlich. Ich kann gelassener damit umgehen, dass seine Gemeinde aus gebrochenen Glaubenshelden besteht, deren Zahnpastalächeln manchmal auch Lücken hat.

Nicht zuletzt muss ich mich auch meiner selbst nicht mehr schämen, sondern darf mich annehmen, wie Gott mich gemacht hat - mit meinen Gaben und meinen Grenzen. Denn wenn ich Gott auf meiner Seite weiß, werden all meine Befindlichkeiten in die richtige Perspektive gerückt und „... ich schäme mich nicht, denn ich weiß, wem ich geglaubt habe, und bin überzeugt, dass er mächtig ist, das ihm von mir anvertraute Gut auf jenen Tag zu bewahren“ (2. Timotheus 1,12).

Wer bin ich?

Eine weitere natürliche Grundwahrheit versteckt sich hinter der Frage „Wer bin ich?“ Zwar gehe ich davon aus, dass die meisten Leser die Antwort darauf zumindest zu kennen glauben. Doch auch dann stellt sich die Frage: Bin ich zufrieden mit der Person, die ich bin? Oder versuche ich stattdessen, ein perfektes Bild von mir



zu malen: souverän, stark, künstlerisch, geisterfüllt, perfekt. Oder doch lieber leidend, schwach, unbegabt und nutzlos?

Mit falschen Selbstbildern beeindrücke ich weder Gott noch meine Geschwister. Und meinen ungläubigen Nächsten schon gar nicht. Masken machen uns nicht liebenswerter, sondern unechter. Wenn ich - sagen wir mal - ein Volksmusikfan bin, dann darf ich es mit Herz und Jodler sein, ohne zu fragen, ob das dem Image meiner Denomination entspricht.

Denn Christsein definiert sich nicht über Musikstile, Kleidung oder Frisur. Christsein definiert sich nicht über einen Dialekt, weder frömmelnd noch freakisch. Christsein definiert sich nicht über Hobbys, Essgewohnheiten, Körperpflege und Sportlichkeit. Christsein definiert sich allein über Jesus Christus und sein Wort. Alle anderen Teilbereiche müssen sich daran messen. Akzeptiere ich das für mein Leben, dann öffnet sich mir die Tür zur bunten Welt der Christenheit in ihrer ganzen Vielfalt. Unter Gottes Bodenpersonal gibt es fast nichts, was es nicht gibt: Modelleisenbahner und Kettensägenkünstler, Imker und Melker, Taekwondo-Kämpfer und Friedensbewegte, Fitnessfanatiker und Couchkartoffeln. Leider gibt es dann auch die Tendenz, sofort einen christlichen Verein zu gründen, wenn sich zwei fromme Laubsägearbeiter über den Weg laufen. Warum mische ich mich mit meinen Gaben nicht unter die Heiden? Es gibt doch genug davon.

Kreise ziehen

Dazu eine kleine Denkaufgabe. Man nehme sich ein Blatt Papier und teile es in zwei Spalten auf. Auf der linken Seite notiere man seinen „christlichen Stundenplan“: Wie viele gemeindliche Veranstaltungen besuche ich über die Woche verteilt? Darunter kommt bitte eine Schätzung: wieviel Prozent meiner Freunde sind Christen?

Und nun dasselbe in Grün auf der rechten Seite: Wie viele „normale“ Treffen habe ich pro Woche? Elternabende, Strickzirkel oder andere Hobbytreffs? Wie viel Prozent meiner Freunde sind Atheisten/Heiden/Muslime/ungläubige Thomasse?

Sollte ich feststellen, dass 95% meiner Freizeit und Freundschaften fest in christlichen Zirkeln verankert sind, dann ist es an der Zeit, über Änderungen nachzudenken. Das gilt natürlich genauso, wenn sich bei dem Experiment herausstellt, dass Gemeinde zur Nebensache geworden ist!

Dieses Gedankenexperiment soll nicht zum Gottesdienstschwänzen verführen. Es soll mein Leben in ein gesundes Gleichgewicht bringen. Haben wir überhaupt Freiräume, um Menschen zu treffen, die (noch) keine Christen sind?"

Der ungeplante Nächste

Nichts gegen Zeltevangelisationen und missionarische Satellitenübertragungen. Die haben ihren Platz. Doch um jemanden in den Gottesdienst mit-

zubringen, muss ich zunächst einmal jemanden kennen, der auch mit mir mitkommen würde. Und dazu muss ich von meinem Glauben reden. Nicht in christlichen Kreisen, sondern zu Hause mit dem Weinglas vorm Kamin. Nicht nur bei der Zeltmission, sondern im Gesangsverein. Nicht nur beim Gemeindegästeabend, sondern beim Kindergeburtstag, bei der Tupperparty und überm Gartenzaun.

Was braucht es von meiner Seite? Eigentlich nur Bereitschaft, echt zu sein. Den Rest macht Gott. Wir müssen nicht erst eine voll ausgereifte evangelistische Standardsituation provozieren (ganz nach dem Motto: „Frage mich, warum ich so erlöst aussehe!“) Es genügt vollends, die zahllosen Möglichkeiten auszufüllen, die Gott schon vorher für uns vorbereitet hat (so verstehe ich Epheser 2,10). Denn meinen Nächsten kann ich nicht planen. In den meisten Fällen legt ihn Gott mir direkt vor die Füße. Und ich bin genau die richtige Person, die ihn dort abholen kann. Ganz natürlich.

Heiko Schwarz

Heiko Schwarz, Jahrgang 1973, verheiratet mit Romy. Gemeinsam leben und arbeiten die beiden seit 9 Jahren in Guinea.



:P